

Philosophie im Atomzeitalter

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)



Die oft gestellte Frage, was die Philosophie dem Menschen unserer Zeit zu bieten hat, verlangt zunächst eine begriffliche Verständigung. Wir müssen von dem Menschen unserer Tage reden und von den Zielen, den Aufgaben der Philosophie und den Möglichkeiten, die ihr gegeben sind, diese Aufgaben heute zu erfüllen.

Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik. Die Umwelt, die Vorstellungen, die Verhaltensweisen unserer Eltern sind versunken, wir stehen in einer Flut unaufhaltsam unbekanntem Zielen zutreibender Ereignisse, vor immer neuen Tatsachen des Wissens und der Forschung, vor neuen Denkweisen, neuen Fragen und Forderungen, die aufs tiefste in unser Dasein eingreifen.

Das Neue beginnt im Alltag. Was uns heute an Kenntnissen und Künsten, an Geräten und Gepflogenheiten dient, die vielen Ergebnisse einer immer weiter getriebenen Aufteilung und Verselbständigung der Arbeitsweisen, — es hat eine kaum noch überschaubare Vielfalt erreicht, und die Fähigkeit, es in unser eigenes Dasein aufzunehmen, kommt dem beängstigenden Wachstum immer langsamer nach. Wir bedienen uns vieler Kräfte, deren Wesensart und Wirkungsweise wir kaum begreifen. Die Technik bietet Überfluß und Reichtum, aber sie belastet auch, sie engt uns ein, sie nimmt uns Sicherheit und Selbstachtung. Unsere Umwelt führt in fortschreitender Beziehungslosigkeit ihr Eigenleben, wir sind fremd in ihr geworden, schutzlos dem Unvorhergesehenen, Unberechenbaren ausgesetzt, das sie für uns bereit hält: wir fühlen uns oft genug wie Goethes Zauberlehrling, wir werden die gerufenen Geister nicht mehr los.

Die Zeichen aber, die der Zukunft voranleuchten, sind keineswegs mehr freundlicher, ermutigender Art. Wir sind betroffene Zeugen der großen naturwissenschaftlichen Revolution geworden, die wie kein früheres Ereignis in der Geschichte der Menschheit das Ganze der Weltwirklichkeit in ihren Fortgang einbezogen hat. Die Arbeiten einer einzigen Forschergeneration, der Generation Plancks, Einsteins, Niels Bohrs, haben mit der Erschließung der Grundtatsachen und Grundgesetze der Atomwissenschaft das Weltbild der Physik von Grund auf verändert. Aus den anschaulichen vier Elementen, mit denen das griechische Denken begann, sind die 92 Elemente des periodischen Systems und, neben ihnen, eine Reihe unanschaulicher Grundkörper geworden. Und noch immer hat man die letzten, kleinsten Teile der Materie nicht erreicht. Die Materie ist nicht der starre Urstoff, den vergangene Jahrtausende in ihr gesehen haben, sie hat sich, unbestimmbar in ihrem Wesen, einer Forschung ins Unendliche geöffnet. Und weiter: an die Stelle eines

wahrnehmbaren Raumes und einer erlebbaren Zeit ist ein vierdimensionaler Raum getreten; an die Stelle eines ins Ungeheure ausgedehnten, aber noch immer anschaulichen Weltganzen ein nicht mehr vorstellbarer, nur gedachter Kosmos, der in mathematischen Formeln begriffen wird; an die Stelle der Kausalität schließlich, der Grundform unseres Denkens, setzt man die statistische Wahrscheinlichkeit, die keine eindeutig bestimmbare Beziehung zwischen Grund und Folge erkennen läßt. Alle Sicherheiten scheinen aufgehoben, die alten, anscheinend unverrückbaren naturgesetzlichen Ordnungen aufgelöst.

Noch zu Lebzeiten der Gründergeneration der Atomwissenschaft haben die aus den Atomen befreiten Energien ihr unheilvolles Werk begonnen. Vor zwanzig Jahren sind die ersten Atombomben gefallen, sie sind gekommen wie die apokalyptischen Vorboten einer Zeit, die nicht nur Vernichtung für viele Hunderttausende und Verwüstung ganzer Städte und weiter Landstriche ankündigt, sondern das Fortbestehen der Menschheit selbst in Frage stellt. Wird es gelingen, die umwälzenden Errungenschaften der Naturwissenschaft noch einmal in die rechte Bahn zu bringen, wird die Menschheit zu einer Haltung finden, in der sie ihre große Aufgabe meistern kann: die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurenken? Und gibt es, wenn wir uns dieser Haltung vergewissern wollen, hilfreiche Zeugen und Begleiter, woher sie immer kommen mögen, gibt es noch irgend einen übergreifenden, versöhnenden Gedanken wie in früheren Zeiten, eine bergende geistige Einheit, die das Fremde, Drohende aufnehmen und in sich schließen kann, eine Wahrheit, die uns nicht verloren gehen kann, in keiner Drangsal und Gefahr? Dies also ist die Frage, die der Mensch, dieses bedrohte, vor unberechenbaren, unheimlichen Gewalten zur Wehrlosigkeit verdamnte Wesen, sich stellen muß. Woher kommt sein arger Weg, wohin wird er noch führen?

Wir befragen, in dieser Lage, die Philosophie. Was will sie, was kann sie uns sein? Im Volksmunde gilt mancher als Philosoph, der sich im Wesen und Betragen von den anderen unterscheidet: der Melancholiker, dem das Schwere, Unabänderliche zu schaffen macht, der Warrkopf und Grübler, der seine Grillen als der Weisheit letzten Schluß verkündet, der Wichtigtuer, der als neue Entdeckung anpreist, was man vor Jahrtausenden bereits gewußt hat, aber auch der harmlose Optimist, der das Leben von der leichten, heiteren Seite nimmt, der lachende Philosoph, der sich die Worte Wilhelm Buschs zu eigen macht: Humor ist, wenn man trotzdem lacht; und auch der Andere, den kein Geschehnis überrascht und niederdrückt, der für Alles seinen Sinn- und Trostspruch zur Verfügung hat, ein einfaches Rezept wie Anzengrubers Steinklopferhans: „Es kann dir nix g'schehn“. Man duldet diese Philosophen des Alltags mit überlegenem Lächeln, — sie könnten uns kaum weiterhelfen.

Der Wortbedeutung nach ist Philosophie Liebe zur Weisheit. Ein Bruchstück aus den Werken Heraklits spricht von den Philosophen als den weisheitsliebenden Männern, die vieler Dinge kundig sein müssen. Und Herodot erzählt, daß Solon viele Länder „der Betrachtung halber“ durchwandert habe, — er will sagen, daß der berühmte Gesetzgeber Athens auf Erkenntnis ausgegangen sei, nicht um sie eigenen Zwecken nutzbar zu machen, sondern in einem Streben nach Wahrheit um der Wahrheit willen, das in aller

Zukunft den Philosophen auszeichnen wird. Das Streben nach Wahrheit aber, das sich zuerst bei den ionischen Naturphilosophen meldete, ging zugleich auf die Erkenntnis der Natur und auf die Erkenntnis der Kräfte, die den Vorgängen in der Natur zu Grunde liegen. Naturforschung und Besinnung auf das eigentliche Wesen der Dinge — beides war noch ungeschieden eins. Erst später, mit Parmenides und Heraklit, kam es zu einer Scheidung. Man fand, daß das rationale Weltbild der Ionier viele und große Rätsel offen ließ, man stellte diesem Weltbild zum ersten Mal die Forderung des Denkens gegenüber. Die Philosophie beginnt in dem Augenblick, in dem der menschliche Geist die Umwelt und das eigene Dasein mit Verwunderung betrachtet und verstandesmäßig zu erfassen sucht. Bei Platon sind die Philosophen Menschen, deren Sinnen und Trachten nicht dem Flüchtigen, Vorübergehenden zugewandt ist, nicht dem, was bald so, bald anders ist, sondern dem immer Gleichen, Unveränderlichen, Bleibenden. Und wenn Aristoteles sein philosophisches System als ein Lehrgebäude der gesamten Wissenschaft errichtet, so rückt er in den Mittelpunkt die sogenannte erste Philosophie: die Lehre vom Sein als solchem, von den letzten Gründen und Ursachen der Dinge, das also, was man später Metaphysik genannt hat. Die Philosophie hat noch viele Begriffsbestimmungen erfahren; sie stimmen weithin in einem überein: darin, daß die Philosophie die tieferen Ursachen der Dinge angeben soll.

Im Laufe der Jahrhunderte aber ist das Lehrgebäude des Aristoteles mehr und mehr erweitert worden. Zu den Teildisziplinen der Logik, der Physik, der Ethik tritt seit Descartes als neues Gebiet die Erkenntnistheorie. Fort und fort sondern sich Teile aus dem Ganzen: wir sprechen von Naturphilosophie, von Geschichts- und Kulturphilosophie, neben der Religionsphilosophie, der Rechtsphilosophie, der Sprachphilosophie stehen eine Philosophie der Mathematik, der Wirtschaft, der Technik. Ein lesenswertes Buch von Georg Simmel behandelt die Philosophie des Geldes. Heute greifen die Antriebe und Wirkungen philosophischer Gedanken immer weiter in benachbarte Gebiete der Psychologie, der Charakterkunde, der Soziologie, der Künste über, und im fremden Dienste gehen sie nur allzu leicht verloren. Die Philosophie ist die Mutter vieler Wissenschaften geworden, die ihren eigenen Haushalt führen und sich nur ungern beaufsichtigen und überprüfen lassen. Man läßt sie, vielleicht, als Prinzipienlehre der Teildisziplinen gelten, vielleicht auch nicht. Die mathematische und symbolische Logik, die Logistik, die Semantik, die Sprach- und Begriffsanalyse erheben ihren Anspruch auf Alleingeltung, sie haben in den angelsächsischen Ländern heute die Philosophie verdrängt. Kaum verwunderlich, daß die fortschreitende Entfaltung in viele besondere Gebiete einen Substanzverlust an wahrhaft philosophischen Fragestellungen und Methoden mit sich bringt, — wir verzeichnen ein leeres und mühevolleres Hin- und Herschieben von Begriffen, ein Ausspinnen immer neuer kategorialer Schemata: die Fülle ist Armut geworden, eine verwirrende, kaum mehr überschaubare Armut; der ursprüngliche Zusammenhang ist kaum mehr aufzufinden. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat Friedrich Herbart in einem ahnungsvollen Satz die damals nur in ihren Anfängen erkennbare geistige Lage unserer Tage vorge-

deutet. Es sei bei weitem leichter, sagt er, von den Teilen der Philosophie bestimmte Begriffe zu geben als von der Philosophie im allgemeinen.

Und noch immer ist der Verflachungsprozeß nicht abgeschlossen. Wir müssen in unsere Betrachtung die vielen Entfremdungsversuche einschließen, die das philosophische Bemühen in den Dienst wesensfremder Mächte zwingen. Im Mittelalter und fortwirkend noch in späterer Zeit ist die Philosophie zur *ancilla theologiae* geworden, zur Magd der Theologie; sie soll Glaubenssätze vernunftmäßig beweisen. Die Philosophie hat sich Bindungen an gesellschaftliche und wirtschaftliche Theorien gefallen lassen müssen, sie hat, als politische Philosophie, den Auftrag erhalten, Bestehendes zu rechtfertigen, Gewolltes ins Bewußtsein der Völker zu heben, — so dient sie heute in den Ländern des Ostens den Zukunftsvisionen eines künftigen Zustandes von Glück und Freiheit, denen die Gegenwart und das Dasein der Menschen bedenkenlos geopfert wird.

Macht- und wehrlos ist die Philosophie in viel Wesensfremdes eingegangen. Man hat weithin vergessen, daß sie etwas anderes ist als Grundlagenforschung, Prinzipien- und Methodenlehre, etwas anderes, als die gefällige Wegbereiterin gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer Theorien, daß sie aus der Verwunderung über die Rätselhaftigkeit, das Dunkle und Unberechenbare des Daseins gekommen ist und nur im Zeichen dieser Verwunderung bestehen kann. Die Philosophie beginnt nach Schopenhauer mit einem Mollakkord, sie entfaltet sich im Wissen um den Tod und in der Betrachtung des Leidens und der Not des Lebens. Es wird erzählt, daß ein Student in Whiteheads Seminar für mathematische Logik gefragt habe: „Was hat das alles mit dem Tod zu tun“? — er habe keine Antwort erhalten. Dabei hätte der Platoniker Whitehead wohl die Antwort geben können, die dem Mathematiker versagt war.

So will nun unser Blick das von Besonderung und Entfremdung noch Unberührte fassen, ein reines unverfälschtes Bild der Königin der Wissenschaften. Und doch finden wir noch keineswegs die gewünschte Einheit, die eindeutige Gewißheit, die keine Zweifel offen läßt. Auch die erste Philosophie des Aristoteles hat sich in den zwei Jahrtausenden seit dem Untergange der Antike in vielen verschiedenen Lehren und Systemen dargeboten. Die Fragen, die gestellt, die Antworten, die gegeben wurden, die Problemfaltungen und Zielsetzungen, von denen die Geschichte der Philosophie erzählt, laufen auseinander, sie scheinen sich in vielem grundsätzlich und in vielen Einzelheiten zu widersprechen, anstelle von gelösten Rätseln tauchen neue, noch ungelöste auf . . . Schon im Laufe des vergangenen Jahrhunderts ist das böse Wort vom „Skandal der Philosophie“ laut geworden. Einige Jahrtausende philosophischer Arbeit, so heißt es, hätten, von einigen Axiomen abgesehen, noch keine allgemein angenommene Erkenntnis zu Tage gefördert. Mit den Worten Kants gesagt: Jeder philosophische Denker baue sozusagen auf den Trümmern früherer Systeme sein eigenes Werk, noch nie sei etwas zustande gekommen, das in allen Teilen beständig gewesen sei. Es war die Aufgabe, die Kant seiner Vernunftkritik gestellt hatte, Vernunft und Verstand in die Grenzen zu weisen, die ihnen durch die menschliche Natur gezogen sind, und so auf dem „Kampfplatz

endloser Streitigkeiten“ endlich Ordnung zu schaffen, durch die einsichtige, bewußte Selbstbeschränkung des Menschen. Ist der Versuch Kants, Frieden zu stiften und die Einheit der Philosophie wieder herzustellen, gescheitert? Noch immer scheint die Philosophie, nach einem Worte Schopenhauers, ein Ungeheuer mit vielen Köpfen, deren jeder eine andere Sprache redet. Noch immer glaubt jeder, der als Fremder in das innere Reich der Philosophie Einlaß sucht, eine Vielfalt von Stimmen zu vernehmen, die Gehör fordern, er findet keine beherrschende, allseitig angenommene Lehre, keine maßgebende Schule vor. Was eben noch in allgemeiner Geltung steht, ist morgen verworfen und vergessen. Kein Gedanke scheint von Dauer, immer Anderes und Neues taucht im Wechsel der Zeiten auf.

Man hat gesagt, daß die Gedanken an den Geist der Zeit gebunden sind, der sie entstammen, und daß sie mit ihrer Zeit zugleich versinken. Francis Bacon hat die Wahrheit die Tochter ihrer Zeit genannt, und Hegel scheint ihm beizustimmen: Jede Philosophie, meint er, sei ihre Zeit in Gedanken gefaßt. Allerdings aber: noch keine Philosophie sei untergegangen, nichts sei verloren, alle Denkgebilde aller Zeiten seien als Momente eines Ganzen in der Philosophie enthalten. Hegel selbst war überzeugt, dieses Ganze vollendet, den unaufhörlichen Prozeß einer Entfaltung des Weltgeistes endlich zum Abschluß gebracht zu haben. Der Gedanke war ihm fremd, daß auch sein eigenes Denken, die eigene Gegenwart nur ein vorübergehendes Moment der fortschreitenden Entwicklung sein könnte. Schon die Schüler und Nachfolger Hegels aber hatten sich notgedrungen in die Einsicht einer Zeitgebundenheit des Denkens zurückzufinden. Und damals wie immer war diese Einsicht mit dem bedrückenden Gefühl verbunden, daß alles Geistige vergänglich sei, daß selbst die höchsten, reifsten Gedanken als Zeugnisse vergangener Zeiten der bleibenden Gültigkeit entbehren.

In diesem Gefühl hat man in unseren, vom Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Revolution bedrohten Tagen die Hilfe der Philosophie abgewiesen. Die neue Zeit verlange eine neue Aussage. Vor den zu Anfang unseres Jahrhunderts erschlossenen Tatsachenbereichen, vor den Forderungen, die sie nach sich ziehen, könne die abendländische Bildungstradition seit Platon und Aristoteles nicht mehr bestehen. Und noch entschiedener: Wenn das von den Tatsachen geforderte neue Weltverständnis nicht wurzellos in der Geistesgeschichte der Menschheit hängen und zur wehrlosen Beute willkürlicher Phantasien werden solle, so müsse man sich von der Überlieferung der klassischen Philosophie rücksichtslos befreien, man müsse gleichsam von vorn beginnen, in der Nähe der ionischen Naturphilosophen und ihrer unmittelbaren Nachfolger. Bei ihnen, bei den Denkern von Thales bis zu Demokrit sei zuerst das Ganze der Weltwirklichkeit, in ihrer Eigengesetzlichkeit, ins Auge gefaßt worden, bei ihnen sei, allen „unheilbar jenseitssüchtigen“ Bestrebungen der Nachfahren zum Trotz, der Eigengesetzlichkeit der menschlichen Vernunft Genüge geleistet worden, die auf das Ganze einer realen, von metaphysischen Schleiern befreiten Weltsicht abziele. Der Schritt nach rückwärts sei unumgänglich. Nicht nur die Zukunft der Wissenschaft hänge an den neu zu formenden Überzeugungen der Forscher, von ihren Ratschlägen an die Staatsmänner der großen Mächte könne Leben und Tod abhängen.

Merkwürdig nur, daß Empfehlungen dieser Art von Schriftstellern und Kulturkritikern manchmal sehr umstrittener Art gegeben werden. Wir sehen, wie Martin Heidegger, in sonderbarer Weggemeinschaft mit den Vertretern einer anspruchslosen realistischen Weltdeutung, den Rückgriff auf die Vorstufen des abendländischen Denkens tut, — auf die Seinslehre der Vorsokratiker. Die Schriften seiner späteren Zeit hängen an der These, daß der Denkweg von Thales über Platon bis zu Nietzsche die Geschichte eines ständig weitergetriebenen Abfalls vom Sein enthülle, die Geschichte einer Seinsvergessenheit, der Wurzel aller Verhängnisse, die in der Ausweglosigkeit des heutigen Lebens und Denkens sichtbar geworden seien. Die Aufgabe, die uns gestellt sei, könne nicht aus der Erinnerung bewältigt werden, es gelte die von einer falschen Metaphysik überdeckten Anfänge des abendländischen Denkens noch einmal zu wiederholen, — wir seien berufen, die vorzeitigen Erstlinge eines neuen Anfangs zu sein.

Die großen Naturforscher und Philosophen denken anders. Sie haben immer anders gedacht. Die Trennung von Naturwissenschaft und Philosophie, die seit den Tagen der ionischen Naturphilosophen sichtbar geworden ist, hat keinen unversöhnlichen Gegensatz gebracht, sie stellt sich, richtig verstanden, als ein Auseinandergehen in zwei einander ergänzende Aufgabebereiche dar. In den zweieinhalb Jahrtausenden, die seither vergangen sind, hat der Philosoph sich immer wieder auf die Tatsachenforschung der Naturwissenschaften gestützt, und die Arbeit des Naturforschers hat ihre Erfüllung in den weiterführenden, zusammenfassenden und überhöhenden Ergebnissen der Philosophie gefunden. Wir sehen beide oft in engster Gemeinschaft: In der Zeit des großen Aufschwungs der Naturwissenschaften seit der Renaissance sind es vielfach die gleichen Männer, die als Mathematiker und Physiker und als Philosophen auftreten. Descartes ist zugleich der Schöpfer der analytischen Geometrie und der geometrischen Optik, Leibniz der Begründer der Differential- und Integralrechnung.

Erst das 19. Jahrhundert schien im Zeichen eines ersten Gegensatzes zu beginnen. Die Naturwissenschaften, im Verein mit der aufstrebenden Technik, hatten eine Bedeutung erlangt, die, nach den Worten Schopenhauers, jedes philosophische System zwingen mußte, sich an sie anzuschließen; aber sie gerieten auch in die Gefahr einer Selbstherrlichkeit, die Schopenhauer ebenso gesehen und mit harten Worten gekennzeichnet hat: „Die Physiker, die nichts als ihre Elektrisierspielzeuge, Froschkeulen u.s.w. kennen, offenbaren in Sachen der Philosophie eine krasse, ja schusterhafte Unwissenheit. Sie unternehmen, nachdem sie Skalpell und Spatel weggelegt haben, mit ihren bei der Konfirmation überkommenen Begriffen zu philosophieren, wobei sie nichts als abgeschmackte, seichte Materialisten werden.“

Mit der großen Umwälzung in der Physik zu Anfang unserer Jahrhunderts drohte die Kluft sich weiter zu vertiefen, obwohl eben jetzt alles zu Verständigung und Zusammenarbeit drängte; schon i. J. 1905 hatte Albert Einstein, unter dem harmlosen Titel „Zur Elektrodynamik bewegter Körper“, eine Arbeit vorgelegt, die dem Mißtrauen zwischen Philosophie und Physik ernsthaft entgegenwirken konnte: sie rührte an die alten erkenntnistheoretischen Grundfragen von Raum und Zeit. Immer wieder, immer häufiger ge-

sah es, daß die Erörterung physikalischer Probleme ein Verlassen des reinen physikalischen Denkens mit sich brachte, ein Hinüberschreiten auf den Boden philosophischer Überlegungen. Und doch fand man kaum noch zueinander, weil in unseren Tagen kaum noch einer da war, der mit den Tatsachen der physikalischen Forschung ebenso vertraut war wie mit den Denkformen, die eine Übernahme der fachwissenschaftlichen Ergebnisse in den Bereich der Philosophie ermöglichen. Wir verzeichnen auf der Seite der Physiker manchen bedenklichen Übergriff, in einer physikalistischen Erkenntnistheorie und Ontologie, einer merkwürdigen Pseudometaphysik; wir verzeichnen aber auch auf der Seite der Philosophen manchen voreiligen Schluß aus dem augenblicklichen Erfahrungszustand der Naturwissenschaften, manchen Versuch, ein neues Weltbild zu errichten, in der Weise der von Theodor Litt verspotteten Elektronenmythologie. Und je weniger man zusammenfand, umso mehr mußte sich die von Weizsäcker beklagte Neigung verstärken, im Alltag einer selbstgenügsamen Forschungsarbeit die Grundfragen auf sich beruhen zu lassen und damit die Philosophie, und das heißt den niemals ruhenden Versuch, die Grundfragen zu stellen, als nutzloses Beginnen abzuweisen.

Und doch führt heute wie ehemals ein ernsthaftes Besinnen zu der Einsicht, daß den Fortschritten der Naturwissenschaft unabweisbare Grenzen gezogen sind. Schon vor mehr als hundert Jahren hat Schopenhauer davon gesprochen, daß die Naturwissenschaften, auch wenn sie zur Vollendung gediehen wären, doch immer nur eine Erscheinung aus einer anderen erklären könnten, die ganze Reihe der Erscheinungen aber unerklärt lassen müßten. Es verhalte sich so, „als befände ich mich in einer Gesellschaft von lauter mir unbekanntem Personen, von denen jeder mir den anderen als seinen Freund und Vetter vorstellte, ich aber, wenn ich auch jedesmal mich über den Vorgestellten zu freuen versicherte, doch ständig die Frage auf den Lippen hätte: Wie, zum Teufel, komme ich denn zu dieser ganzer Gesellschaft?“

In unseren Tagen hat der berühmte Physiker und Astronom Jeans einen ähnlich eindrucksvollen Vergleich gezogen. Er hat den Naturwissenschaftler mit einem Einödbauern verglichen, der noch nie etwas vom Meer gehört hat. Sein Rundfunkgerät übermittelt ihm rätselhafte Botschaften über den Standort eines Schiffes. Er könnte in der Abfolge dieser Botschaften Gesetze entdecken, er könnte vielleicht sogar Voraussagen über den Weg des Schiffes machen, und doch würde er nie zu einer Vorstellung von Meer und Schiff gelangen.

Mit Experimenten und Messungen und mit den Weltformeln Einsteins und Heisenbergs (1958) oder der kürzlich von Weizsäcker entwickelten „Theorie der Urobjekte“ ist die Physik — Weizsäcker hofft es — vielleicht zur Vollendung zu führen: aber die denkbare Vollendung der Physik bedeutet, nach seinen eigenen Worten, keineswegs die Vollendung oder auch nur die Vollendbarkeit des geistigen Wegs der Menschheit. Mit den Methoden der Naturwissenschaft ist das Rätsel der Welt nicht zu lösen. Und so kann die Frage nach dem letzten Grund des Geschehens, von dem die Physiker, die Astronomen, die Atomforscher reden, die Frage nach dem Sinn und Ziel unseres Daseins, wohl eine Zeit lang durch die stürmisch vorwärts

drängenden Leistungen der Erfahrungswissenschaften zum Schweigen gebracht, niemals aber endgültig unterdrückt werden. Wir bleiben in der Rolle des Menschen in fremder Gesellschaft, in der Rolle des Bauern, der die Umwelt mit Hilfe seines Rundfunkgeräts erforscht.

Mit dieser Rolle haben sich die großen Naturforscher, von Millikan bis Planck, von Albert Einstein bis Otto Hahn abgefunden. So sehr sie von der Kühnheit, dem fortreißenden Elan ihrer Vorstöße in unbekanntes Neuland mitgetragen werden, sie glauben nicht, daß diese Vorstöße die Antworten auf die letzten Fragen bringen werden, sie glauben auch nicht, daß die Denkbewegung des Abendlandes seit einigen Jahrtausenden in die Irre geführt habe und daß die heute uns angemessene Haltung allenfalls im Rückgang auf die Kindheitstage Europas gefunden werden könne. Sie fügen das erweiterte und vielfach veränderte Bild der Tatsachen, das ihrer Arbeit zu danken ist, in die Zusammenhänge dessen, was mit ihren Mitteln nicht mehr zu erforschen ist. Empirische Wissenschaften ohne philosophische Tendenz betrieben, heißt es bei Schopenhauer, gleichen einem Antlitz ohne Augen. Und so ordnet man sich manchmal den Sätzen eines religiösen Glaubens unter, häufig aber findet man sich wieder in die Nähe von Aristoteles, von Thomas von Aquin, von Spinoza — immer wieder reicht die Philosophie ihre hilfreiche, zur Einheit weisende Hand.

Denn — so sonderbar es nach allen Irrungen und Wirrungen klingt, von denen wir gesprochen haben: es gibt diese sehnsüchtig, als Wunsch und Ziel immer bewahrte Einheit des philosophischen Bemühens. Wir finden sie vorgezeichnet in einem einheitlichen, von den Vorsokratikern, von Platon und Aristoteles her über mehr als zwei Jahrtausende fortführenden Denkprozeß, der das philosophische Grundproblem, das Problem von Ich und Welt, von Subjekt und Objekt, immer schärfer und deutlicher sichtbar werden läßt — bis mit Descartes das Selbstbewußtsein zum Ausgangspunkt der Philosophie genommen wird, bis Spinoza den Menschen in die Spannung von Geist und Materie rückt, bis Leibniz ihn als individuelle Monade in der prästabilierten Harmonie der Monadenwelt begreift, bis endlich Kant die Denkszüge von Rationalismus und Empirismus in eine mächtige Synthese bringt und die Wendung vom Objekt zum erkennenden Subjekt vollzieht, die für die idealistische Philosophie und bis zu Schopenhauer hin verbindlich bleibt. Das Wort vom Kampfplatz endloser Streitigkeiten trifft weniger die Jahrtausende bis zur Vernunftkritik, als, in unheimlich vorausschauender Weise, das letzte Jahrhundert bis zur Gegenwart. Der Prozeß der Reinigung und Klärung aber, den wir erhoffen und der die Niedergangerscheinungen in der Philosophie der Gegenwart beenden könnte, müßte wohl im Bewahren einer Grundhaltung einsetzen, die in der unermesslichen Vielfalt, dem Bunten, Zerrissenen, Unversöhnten der Welt die Einheit des in sich geschlossenen Denkbildes sucht. In dieser Grundhaltung unterscheidet sich der Philosoph noch immer wie zur Zeit Solons von Menschen anderer Art und Prägung. Wenn das Denken, das Streben, das Tun der Menschen, das uns der Alltag zeigt, den vielen kleinen und großen Gegenständen zugewendet ist, die das Leben ihnen zuträgt: den Fragen des Broterwerbs, den täglichen Geschäften und Vergnügungen, den Problemen gesellschaftlicher Konventionen, des

Sports, der Politik; wenn man die Wissenschaft nach ihrem wirtschaftlichen Nutzen schätzt und nützt und sein Genügen im äußeren Wohlstand findet, so geht das Sinnen des Philosophen, auf den vielen Wegen, die er nehmen kann, auf das Ganze der Welt- und Lebensfragen. Er kann das Ganze heute kaum noch überblicken, er ist gehalten, es aus gegebenen Teilstücken zu erschließen. Viele Tatsachen wandeln sich im Lauf der Zeiten, — immer neue Erkenntnisse treten ins Bewußtsein, alte Irrtümer verschwinden, — an der Aufgabe, die Gesamtheit der Erscheinungen und ihrer tieferen Gründe in das Blickfeld zu bekommen, ändert sich nichts. Unter welchen Formen der philosophische Geist die Ganzheit der Welt betrachtet, ob er die Substanz, den Sinn, den Zweck, den Wert ins Auge faßt, immer sucht er einen Einheitspunkt in den Wirrnissen und Gegensätzlichkeiten der Erscheinungswelt zu fassen, eine Stelle — mit Georg Simmel zu reden —, an der die Fremdheit der Realitäten vor ihrer Verwandtschaft zurückweicht. Dabei bleibt in allem Wandel der Ziele und Methoden immer etwas stehen, das dem Wandel nicht unterworfen ist. So wirkt in die Bemühungen unserer Tage, der großen Aufgabe nachzukommen, vielseitig die Vergangenheit hinein. Wir sehen die großen Geister früherer Zeiten ihren Kampf weiterkämpfen: Descartes und Spinoza, Kant und Schopenhauer sind keine in den Raum der Geschichte zurückgetretenen Gestalten, denen mit ihrer Einordnung in die Lehrbücher Genüge getan wäre, und noch die Denker der alten Zeit reden in unseren Tagen oft deutlicher als viele der Lebenden.

Wir bringen gerne und mit einem tiefen Recht die Grundformen des Denkens, die philosophischen Systeme mit ihren Schöpfern in Verbindung. In einem Gespräch mit Johannes Falk, dem merkwürdigen Vorkämpfer der Inneren Mission, hat Goethe die Meinung geäußert, daß alle Philosophie gelebt werden müsse. „Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten . . . Jedes Individuum hat vermittels seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben . . . Es gelingt jedem System, sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden.“ Anders gesagt: Keine Philosophie kann auf allgemeine Anerkennung rechnen, obwohl jede sie erringen will. Jede aber, so sehr sie im Streit der Meinungen steht, bleibt doch wahr und gütig, wenn sie ein wesentliches Menschentum verkörpert. Dieses Wahre und immer Gültige meint Friedrich Nietzsche, wenn er seine Haltung vor der Lehre Schopenhauers und dem Menschen Schopenhauer in dem berühmten Sinnspruch begründet:

„Was er lehrte, ist abgetan,
Was er lebte, wird bleiben stahn.“

Nietzsche glaubt das Denken Schopenhauers abgetan, er rühmt den Denker, das Vorbildhafte, Beispielhafte an ihm, seine Unabhängigkeit von den herrschenden Gewalten, von Staat und Gesellschaft, seinen harten Tatsachensinn, seine Wahrheitsliebe; er sieht ihn als den Ritter mit Tod und Teufel, der wie Ulrich Hutten, wie der Luther von Worms allein dasteht und nicht anders kann. In der Unerschrockenheit des Wahrheitsstrebens, das Schopenhauer ihn gelehrt hat, läßt er, weitergehend und aus sich heraus verwandelnd, das Denken des Lehrers nicht als unantastbar stehen; so aber und nur so tut das

Werk und durch das Werk sein Schöpfer eine bis ans Ende fortwirkende Erziehertat an ihm.

Aber alles kommt darauf an, wem wir uns anvertrauen wollen: nicht einem der Trödler und Taschenspieler, die auf den Jahrmärkten der Tagesberühmtheiten ihre Dutzendware feilbieten, sondern einem der großen Denker, die uns die Tore aufzuschließen wissen. Theben hatte hundert Tore, von allen Seiten konnte man hinein, und durch jedes Tor auf geradem Wege bis zum Mittelpunkt gelangen. Es ist, wie Schopenhauer in seiner groben Art gesagt hat, nicht nötig, alle philosophischen Lehrmeinungen kennenzulernen; wohl aber ist es nötig, daß mittels irgendeiner Philosophie, einer rechten Philosophie Ordnung in den Kopf gebracht wird.

Und hier glauben wir, wie schon manchmal im Gange unserer Darstellung, den Einwand zu hören, daß die Philosophie doch immer eine Art von Schülertum verlange, wenn sie in Gebiete vorstoße, in denen unbewiesene Meinungen angenommen werden müssen, daß sie statt des rechten erweisbaren Wissens Surrogate anbiete und, nicht anders als die Religion, an den Glauben appelliere. Wer so redet, verkennt das Wesen einer nicht auf Abwege zu lockenden Philosophie, die sich lieber mit einem Nichtwissen bescheidet, als behelfsweise etwas Ungewisses, Fragwürdiges anzunehmen. Philosophie in diesem Sinne ist bescheiden. Sie setzt nichts als bekannt voraus, sie begnügt sich, mit Schopenhauer, bei einer Erklärung und Deutung des Gegebenen, sie läßt keine Meinung zu, die nicht mit der Erfahrung übereinstimmt, und in diesem Bestreben sucht sie einen Einklang zwischen Außen- und Innenwelt herzustellen.

Denn im Setzen der Ordnung, im Erkennen dessen, um was es geht, ist das Wesen der Philosophie noch keineswegs erschöpft. Dem Streben nach gültiger Erkenntnis ist von Anfang an eine lebensführende Aufgabe beigegeben. Schon für Sokrates war rechtes Wissen zugleich rechtes Handeln. Für die Stoiker war Philosophie ein Wissen, das die ganze Lebenshaltung bestimmt, für Epikur war sie eine Art besonderer Lebenskunst, ein Handeln aus Vernunft, das zum inneren Frieden führen soll. Zur Zeit der Römer wurde die Philosophie geradezu als *dux vitae* angesehen, als die Führerin des Lebens, die sich bis zum Tode und in der Todesstunde zu bewähren hat. Von Cicero stammt das Wort, Philosophieren sei nichts anderes als sich vorbereiten auf den Tod. So hat es Boëthius gehalten, der letzte römische Philosoph, der im Kerker, als er einer martervollen Hinrichtung entgegensah, sein Buch „Über den Trost der Philosophie“ niederschrieb. Wir könnten die Beispiele mehren, bis auf die Gegenwart — wir erinnern uns zweier Männer, von denen der eine auf dem Sterbebett zu den Seinen sagte: „Lest den Phaidon“, den großen Bericht Platons über den Tod des Sokrates, und der andere zu sich selbst: „Mit Platon wird es gehen.“ Wir denken auch an die Worte Thomas Manns über Schopenhauer: man könne, sagt er, mit seinem Wahrheitserlebnis leben und sterben — namentlich sterben. „Ich wage zu behaupten, daß die Schopenhauersche Wahrheit, daß ihre Annehmbarkeit in der letzten Stunde standzuhalten, und zwar mühelos, ohne Denkanstrengung, ohne Worte standzuhalten geeignet ist.“ So hat die Philosophie immer wieder, durch die Zeiten hindurch, wegweisend, mahnend und warnend

zur Entfaltung höherer Lebensformen aufgerufen, in denen das Vieldeutige und Dunkle unseres Daseins, Leben und Tod, aufgehoben sind.

Es sind große Forderungen, die an die Philosophie herangetragen werden, an dieses schwer zu fassende, vielbedrohte, vielmißbrauchte Gebilde, das wir fort und fort aus fremden Umhüllungen zu befreien suchen, um klar und deutlich seine Doppelaufgabe zu zeigen: die Deutung von Welt und Leben zu bieten, die wir brauchen, und zugleich Halt und Trost in der Nacht unseres Daseins. Aber können die Philosophen wirklich beides bieten, — uns allen bieten? Sie mögen, sagt man, manches Brauchbare gefunden haben, das wir unter Schwierigkeiten aus der Menge des Unbrauchbaren heraus-suchen müssen, sie mögen auch ihr eigene Leben in angemessener Art bewältigt haben, — aber sind sie nicht doch, aufs Ganze hin gesehen, weltfremde Träumer, ungeeignet als Vorbild für die Anderen, die mit beiden Füßen auf der festgegründeten Erde stehen?

Die Abwehr gegen die Philosophie ist heute nicht nur unter den Naturwissenschaftlern weitverbreitet. Man glaubt, sie sei etwas rein Geistiges, nur Gedachtes, sie mühe sich um einen weit von uns abgerückten, der Berührung mit aller Wirklichkeit enthobenen Ideenbesitz, jenseits von Natur und Geschichte, und das gehe uns nichts an. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat der Satiriker Liscow vom Denken abgeraten: es greife den Kopf an, nehme viel Zeit weg und nütze doch nichts. So hört man auch heute reden: Philosophie, davon verstehe ich nichts, das ist mir zu hoch, das ist eine Sache für Fachleute. Man könnte die Philosophen selbst als Zeugen für diese Meinung anrufen: nach Platon sind nur Wenige zur Philosophie befähigt, und Plotin spricht sehr entschieden von zweierlei Leben auf dieser Erde, einem für die Weisen und einem für die urteilslose Menge. Aber schon den alten Kirchenvätern galt eine nur für Auserwählte bestimmte Philosophie als un-wahr. Ihre Heilsvverkündigung wandte sich an alle, ohne Unterschied. Und auch Kant dachte nicht anders. Er glaubte, daß der von ihm gewiesene Weg für alle gangbar sein werde. Wir selbst möchten, dieses eine Mal, nicht den alten Griechen folgen, sondern dem Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft“, und wir möchten auch nicht glauben, daß die Philosophen durchaus ungeeignet seien, uns Wege zu einer recht verstandenen Philosophie zu zeigen.

Der Satz Goethes, daß sie uns „Lebensformen darbieten“, besteht zu Recht. Ihr Streben nach einem Gesamtbild der Welt und des Daseins wird aus vielfachen Begegnungen mit der Wirklichkeit genährt und bewährt. Die sieben Weisen Griechenlands waren fähige Staatsmänner, Richter, Gesetzgeber, Erfinder, und Thales von Milet war nicht nur Staatsmann, nicht nur Ingenieur, er hat sich durch den rechtzeitigen Aufkauf von Ölpresen auch in den Ruf eines gerissenen Geschäftsmannes gebracht. Und auch Seneca, der Neubegründer der Stenographie, war ein Mann des Geschäftslebens und der zugreifenden Tat, nicht anders als der Philosoph auf dem Kaiserthron, Marc Aurel. Platon kennen wir als einen Politiker von großer Leidenschaft, Leibniz als einen Diplomaten europäischen Ranges. So nehmen auch die Denker unserer Zeit mitwirkend, wegweisend, führend am Geschehen teil: als Publizisten wie Benedetto Croce oder Ortega y Gasset, als Pädagogen wie Dewey, Litt oder Spranger, als ethisch fordernde Psychologen wie Jas-

pers, als Diplomaten wie Maritain oder Toynbee, als politisch Handelnde wie die geistigen Führer der französischen Widerstandsbewegung, Sartre, Camus, Mounier. Und auch heute wie früher kommen sie aus den weiten Bereichen der Forschung: Driesch und Üxküll, Weizsäcker und Whitehead beginnen als Naturforscher, als Biologen, als Mathematiker, und wenn die großen Physiker von Planck bis Heisenberg aus den Bezügen der Wirklichkeit heraus zu einer abschließenden, den Kreis der Erfahrung überwölbenden Fragestellung streben, — suchen sie nicht den alten Rang der Philosophie als Königin der Wissenschaften zu wahren und das Besondere ihres Wirkens in den Bereich des allgemein Gültigen zu erheben?

Philosophen sind keine Schulmeister, Philosoph ist, wer vom Geheimnis des Weltganzen ergriffen wird, wer die großen, seit Jahrtausenden immer gleichen Fragen nach dem Sinn der Welt und des Daseins in sich zur Klarheit bringt, wer die Tatsachen seines Lebens und die eigene Erschütterung zu meistern weiß. Wer ihm zuhört, wird nicht die letzten Aufschlüsse über alle Teilprobleme des Universums erwarten. Das aber darf er erwarten, einen Helfer und Begleiter zu finden, auf dem Wege, der ihn zum Selbstdenken führen kann, zur eigenen Klarheit über die Daseinsfragen. Es sind die Fragen, die Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ und mehrfach in seinen Vorlesungen in die berühmte Dreierheit geschlossen hat: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Diese Fragen sollen den Umfang der Philosophie ausmessen, aber alle drei sollen in einer vierten aufgehen: Was ist der Mensch?

In diesem Kreis ist vieles eingeschlossen, was uns heute wie immer bewegt und was die Würde des Menschen ausmacht. Sehen wir uns um: Sense und Dreschflegel sind verschwunden, die Erntearbeit wird bequemer, schneller und gründlicher von Mähdreschern und Traktoren verrichtet. Aber daß wir der Erde unsere Nahrung abzuringen haben — daran hat sich nichts geändert. Die Industrialisierung schreitet in unheimlichem Maße fort, der Anteil menschlicher Arbeit geht mehr und mehr zurück, das Einerlei der Erzeugung von Massenware läßt die Leistung sinken, die Ansprüche steigen. Aber das Problem der Arbeit selbst ist nicht aus der Welt zu schaffen. Die Steinkeule ist der Atombombe gewichen, man rechnet nicht mehr mit hunderten, sondern mit vielen hunderttausenden von Todesopfern, aber alle Vernichtungswaffen ältester und jüngster Zeit haben den immer gleichen Zweck: sie sollen töten. Und alle Grundgegebenheiten unseres Daseins sind geblieben, Jugend und Alter, Krankheit und Tod. Die Fortschritte der Medizin, alle fördernden, vorbeugenden und hemmenden Arzneien und Therapien verlängern die Lebenserwartung für eine immer größere Anzahl von Menschen, und doch immer nur bis an die Grenze, die einer kleinen Anzahl alter Menschen von alters her geschenkt war. Das Alter und der Tod sind nicht aus der Welt zu schaffen, und mit den unabänderlichen Tatsachen des Lebens sind die alten Fragen nach Zeitlichkeit und Ewigkeit geblieben, nach Zufall oder Notwendigkeit, Freiheit oder Unfreiheit des Willens, Irrtum oder Wahrheit. Es liegt im Wesen des Menschen, die Antwort auf solche Fragen immer wieder zu suchen, das Falsche, Irrige durch das Wahre zu überwinden und sich selbst der Wahrheit zu unterstellen.

Ein Irrtum, zu glauben, die schlichte Beschränkung auf das „Reale“ befreie uns vom Irrationalen, Widervernünftigen der Wirklichkeit. Die Philosophie schließt beides in die Betrachtung ein. Sie hat mit Hegel den kühnen, durch den furchtbaren Anschauungsunterricht der Weltkriegs- und der Nachkriegs-Zeit wohl *ad absurdum* geführten Versuch gewagt, den Weltlauf aus der Vernunft zu erklären. In der Vernunft stellte sich Hegels großes Ziel dar: der Aufbau einer höheren Logik, die eine letzte Steigerung und Ausweitung der rationalen Möglichkeiten bringen und die Inhalte des Irrationalen in sich aufnehmen sollte. Bei dieser Einbeziehung in das philosophische Denken mußte das Lebendige, Vernunftlose, Irrationale einen Teil seines Eigensten einbüßen, es wurde gleichsam in rationales Sein zurückverwandelt, aus Bewußtseinsleistungen abgeleitet. Die Formseite des Logischen, die theoretische Funktion erhielt ein Übergewicht, das bald genug zur Rückbesinnung auf den nicht-vernünftigen Teil im Gesamtgefüge der Wirklichkeit zwang. So hat die Philosophie Schopenhauers den blinden, unvernünftigen, ziellosen Willen als den letzterreichbaren Grund aller Dinge angesehen; die gesamte Wirklichkeit erwies sich als Inbegriff verschiedenster Darstellungsweisen dieses Willens, der mit vernunftgemäßem Handeln, mit sittlicher Selbstbestimmung nichts zu tun hat und der Erkenntnis die schwerste Aufgabe überläßt: sich der Zuchthausarbeit des ins Unendliche fordernden, begehrenden Wollens zu entledigen.

Der Weg, den wir vor uns sehen, ist nicht von einer fortschreitenden Entfaltung der Vernunft gewiesen; er führt dem Abgrund zu, und eines Tages, vielleicht schon bald, werden die letzten, schlimmsten Manifestationen eines blinden, sich selbst entzweierenden Willens, die neuen technischen und chemischen Vernichtungswaffen, die Atombombe, ihr Werk vollenden, — wenn die Menschen nicht in letzter Stunde in sich gehen.

Die Philosophie fordert dazu auf, den Lauf und die Deutungsweisen des Weltgeschehens an der Weltwirklichkeit zu überprüfen. Sie setzt die höchsten Maßstäbe. Sie wendet sich an jeden einzelnen von uns. Sie scheucht uns aus einer trügerischen Ruhe auf, sie lehrt uns, keiner Täuschung nachzuhängen, dem Kommenden ins Angesicht zu sehen und das Unsere zu tun. Sie hat nicht die Macht, zu tilgen, was nicht sein soll, Recht zu schaffen, wo Unrecht herrscht. Ein heute fast vergessener Philosoph, Ernst Cassirer, hat unter den erschütternden Erlebnissen des vergangenen Krieges die alte babylonische Erzählung von der Erschaffung der Welt aus dem Chaos in unser Bewußtsein zurückgerufen. Marduk, der höchste Gott, hat die Drachen der Finsternis in Fesseln geschlagen, aber vernichtet hat er sie nicht. Sie bleiben gefangen, solange die siegreichen geistigen und sittlichen Kräfte stark genug sind. Erlahmen sie, so kehrt das alte Chaos wieder. Die Erzählung deutet den ewigen Kampf, den die Philosophie zu bestehen hat, und in dem sie oft genug nichts ausgerichtet hat.

Der Funke der Philosophie zündet im Einzelnen. Es könnte sein, daß der Funke überspringt, in anderen zündet und die Ohnmacht der Philosophie mit einem Mal in Macht verwandelt. Es gibt bedeutende Beispiele für ein Fortwirken philosophischer Gedanken in weltgeschichtliche Entwicklungen. Die Philosophen der Aufklärungszeit haben den Boden für die französische

Revolution bereitet, und Hegels Denken hat, in der Fortbildung durch Lassalle und Marx, die Wirklichkeiten des Nationalsozialismus und des Bolschewismus heraufgeführt, — unheilvolle Wirklichkeiten, gewiß, von der sich der stille, schwer mit der Form der Mitteilung ringende Verfasser der „Phänomenologie des Geistes“ nichts träumen ließ. Wir können diesen Beispielen andere entgegenstellen. Mahatma Gandhis Lehre von der Gewaltlosigkeit, Albert Schweitzers einfache Mahnung zur Ehrfurcht vor dem Leben, — sie haben ihren weitreichenden Einfluß ausgeübt. Der Geist, der schwächere, schutzbedürftige Teil der Lebenswirklichkeit, gewinnt zu Zeiten Stärke und große Überzeugungskraft.

Das Denken kann einigen, das Denken kann entzweien. Vielleicht hat das Unterfangen, der Unvernunft im Weltgeschehen die Vernunft der Philosophie entgegenzustellen, auch heute nur wenig Aussicht auf Erfolg. Aber jeder von uns trägt die Verantwortung, durch alles, was er lebt und tut. In der kleinen Umwelt, die jedem von uns gegeben ist, bewähren wir uns vor dem größeren Geschick. Das Ziel ist hoch, das Wagnis schön.

Es mag, nach allem, was wir sagten, wenig sein, was die Philosophie im ganzen zu bieten hat. Aber jedem Einzelnen vermag sie viel zu bieten und Entscheidendes. Versuchen wir's mit der Philosophie!